

Predigt über Lukas 6,36-42
(Oberkaufungen, 4. So.n.Trin., 28.6.2015)

Liebe Gemeinde!

Eine Frau aus unserer Kirchengemeinde erzählte kürzlich von einem Gespräch an ihrer Arbeitsstelle. In diesem Gespräch mit einer muslimischen Kollegin war es um die religiösen Pflichten gegangen, die diese einhält, um Gott – Allah – zu genügen und einmal ins Paradies zu kommen. „Das erfahre ich in meinem Glauben ganz anders“, meinte da die Frau aus unserer Gemeinde. Und sie erzählte ihrer Kollegin von der Liebe Gottes, für die uns Jesus so sehr die Augen geöffnet hat. Eine Liebe, die uns ohne Vorbedingungen gilt, die wir uns nicht verdienen können, die uns vielmehr geschenkt wird. „Und das geht einfach so?“ – fragte die Muslimin. „Ja, diese Liebe bekommen wir einfach so“ lautete die Antwort der Frau aus unserer Gemeinde.

„Einfach so.“ Ja, da liegt der Unterschied. Und das hat ganz viel mit Jesus zu tun, der uns gezeigt hat, dass Gott für uns wie ein barmherziger Vater sein will. Ich erinnere nur an das Gleichnis vom verlorenen Sohn, wo Gott mit einem Vater verglichen wird, der seinen Sohn wieder mit großer Freude aufnimmt, nachdem dieser im Leben so viel falsch gemacht hat und zurückgekehrt ist nach Hause.

„Einfach so.“ Das scheint für Muslime ein eher fremder Gedanke zu sein. Ich las kürzlich ein Interview mit einer deutschen Christin, die mit ihrer Familie viele Jahre in der Türkei gelebt hat und mit Achtung und Wertschätzung von dem sprechen kann, was ihr da begegnet ist. So kann sie über ihre Erfahrungen dort sagen: „Für Deutsche ist die Sache wichtig, nicht so sehr der Mensch. Die Leistung zählt. Wenn keine Leistung da ist, wird der Mensch schnell unwichtig. Das ist in der Türkei anders.“

Oder: „Einfach Zusammensein ist in der türkischen Kultur

wichtig. In Deutschland schaut jeder auf die Uhr, man bleibt kurz, hat schon seinen nächsten Termin im Auge.“

Und noch eine weitere Aussage über die Jahre in der Türkei: „In allen Gesprächen über Alltagsdinge kommt man ... auch immer schnell und unkompliziert auf das Thema Glauben. Jeder glaubt an Gott. Es ist keine Frage, ob es Gott gibt oder nicht.“

Wir sehen: In diesem Interview begegnet uns eine hohe Wertschätzung des in der Türkei Erlebten und Erfahrenen. Zugleich kann diese Frau aber auch sagen: „Der Islam kennt keine Heilsgewissheit, kein grundsätzliches Angenommen-sein von Gott. Auch dass Gott ein Gott der Liebe ist, ein Vater, der seine Kinder liebt, ist ein fremdes Konzept.“

Da liegt – anscheinend - der Unterschied. Jesus ist der, der uns Gott als Vater gezeigt hat. Darum sagt er auch im Johannes-Evangelium (14,6): „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich.“

Auch in unserem Predigttext spricht Jesus von Gott als dem Vater: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.“

Das heißt doch: Gott schaut uns nicht mit einem kritisch-prüfenden Blick an. Er wartet nicht darauf, dass wir etwas falsch machen, um es uns dann vorwerfen zu können. Er verlangt auch nicht von uns, dass wir es hinbekommen, immer das Richtige und das Rechte zu tun. Vielmehr weiß er, dass wir unvollkommen sind, dass wir Fehler haben und dass wir nicht durch dieses Leben kommen, ohne uns schuldig zu machen.

Gott schaut uns nicht mit einem kritisch-prüfenden Blick an, sondern mit einem barmherzigen, liebevollen. Ich erfahre das als eine große Befreiung. Dieser Blick befreit mich von Druck und Angst.

Dieser Blick hilft mir auch, mit der Kritik anderer umzugehen.

Mit ihrer Kritik an mir – sei sie nun berechtigt oder unberechtigt. Natürlich tut Kritik oft weh, aber entscheidend ist nicht, wie andere mich sehen. Entscheidend ist noch nicht einmal, wie ich selbst mich sehe. Entscheidend ist, wie Gott mich sieht, wie er mich anschaut: barmherzig und liebevoll.

Wenn das aber so ist, wenn wir Christen das wissen, wenn wir in Predigten davon hören und in Liedern davon singen, wie ist es dann möglich, dass es auch unter uns Kirchenleuten manchmal so unbarmherzig zugeht? Da wird eher kritisiert als ermutigt. Da hat man zuweilen das Gefühl, dass „das Haar in der Suppe“ geradezu gesucht wird, der Splitter im Auge des anderen – anstatt dass der Balken im eigenen Auge gesehen wird.

Wenn Gott barmherzig ist, wie ist es dann möglich, dass das doch immer noch irgendwie christlich geprägte Europa sich weigert, deutlich mehr Flüchtlinge aufzunehmen? Dem italienischen Premier Matteo Renzi platzte am Freitag der Krage. So war es in der Zeitung zu lesen. Beim EU-Gipfel in Brüssel übte er deutliche Kritik an einem Teil seiner Kollegen: „Ihr verdient es nicht, Europa genannt zu werden ... Wenn dies eure Idee von Europa ist, dann könnt ihr sie behalten. Zeigt entweder Solidarität oder verschwendet nicht unsere Zeit!“

Ich fand es interessant, was sich die Frau im schon erwähnten Interview wünschte – auch angesichts der Begegnung mit dem Islam und mit fremden Kulturen. Sie wünschte sich, dass wir Christen die Liebe Gottes sichtbar werden lassen in unseren Beziehungen. Wörtlich: „Wir sollten uns ... entschiedener prägen lassen von der Kultur, die wir in den Evangelien und Aussagen Jesu finden.“ Mit meinen Worten: Leben wir doch das, was Jesus gepredigt und gelebt hat! Geben wir doch die Liebe und die Barmherzigkeit Gottes weiter!

Ich glaube, wir haben manchmal Angst davor, das zu tun.

Wir meinen manchmal immer noch, wir müssten unseren Wert beweisen – anstatt unseren Wert und unsere Würde darin zu finden, dass Gott uns vorbehaltlos liebt.

Wir trauen dieser Liebe nicht, der Liebe Gottes. Darum machen wir mit beim Leistungswettbewerb: Beweise, dass du etwas wert bist! Beweise es etwa durch deine Arbeit, durch deinen Fleiß, durch dein Engagement, durch deine Rastlosigkeit. Hinter manchem vollen Kalender steht letztlich nichts anderes als die Suche nach Anerkennung, nach Liebe.

Wir trauen der Liebe Gottes nicht. Darum halten wir auch so oft fest, was wir haben – und teilen nicht. Ein paar Almosen geben wir ab, die tun nicht sonderlich weh. Aber öffnen wir auch unsere Herzen? Öffnen wir unsere Häuser? Sind wir bereit, andere an unserem Wohlstand teilhaben zu lassen, wenn wir selbst dadurch ein wenig weniger haben sollten?

Wir trauen der Liebe Gottes nicht. Darum heben wir auch so gerne das bei anderen hervor, das nicht in Ordnung ist. Wenn wir auf das Negative bei ihnen verweisen, glauben wir, selbst umso besser da zu stehen.

Doch das alles sind Mechanismen, die unfrei machen. Sie machen es eng – im Leben anderer, aber auch in unserem eigenen Leben.

In den nächsten Wochen feiern wir hier in der Stiftskirche mehrere Traugottesdienste. Das ist etwas Schönes! Ich finde es spannend, in den Traugesprächen zu erfahren, wie zwei Menschen sich kennen- und lieben gelernt haben. Und dann wünsche ich ihnen, dass die Liebe, die zwischen ihnen da ist, auch auf Dauer mit Leben gefüllt wird. Wir alle wissen, wie schleichend, manchmal aber auch wie schnell ein anderer Geist in eine Beziehung hinein kommt. Wie schnell das Gegenüber festgenagelt wird auf etwas, das nicht gut gelaufen ist. Wie schnell es festgenagelt wird auf seine Schwächen und Fehler. „Du änderst dich ja doch nie!“ ist so ein

Satz, der festnagelt.

Jesus geht in eine ganz andere Richtung: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammt nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt. Vergebt, so wird euch vergeben. Gebt, so wird euch gegeben.“ Wo dieser Geist regiert, da geht es weit zu - und nicht mehr eng. Und da kommt auch etwas zurück – etwas, das gut tut. Zu einem solchen Leben fordert Jesus heraus.

Es ist ein Glaubensschritt, so zu leben. Das geht nicht von selbst. Es braucht dafür eine Entscheidung, unsere Entscheidung. Die Entscheidung: Ich wage es, so zu leben. Ich wage es – in dem Vertrauen, dass ich da nicht zu kurz komme und auch nicht am Ende der Dumme sein werde, sondern beschenkt.

Wir beklagen es, dass viele Menschen nicht mehr den Weg zur Kirche finden. Immer wieder einmal erlebe ich, dass Kirchenleute das den anderen vorwerfen. So als täten die etwas moralisch Verwerfliches. Als sei es etwas Böses, wenn man sich von der Kirche abwendet und austritt.

Auch ich bedauere das. Auch mir tut das weh. Und sicher gibt es da Beweggründe, die man mit einem Fragezeichen versehen kann. Neulich hatte ich ein Gespräch mit einem Mann, der aus der Kirche ausgetreten war. Als er mir seine Gründe darlegte, habe ich ihm widersprechen müssen. Für mich waren das vorgeschobene Gründe. Und bei manchem hatte er einfach nicht richtig hingeschaut, sondern er war bei seinen Vorurteilen stehen geblieben.

So etwas kenne ich also durchaus. Aber auch hier will ich nicht zu allererst den Splitter in dem Auge des anderen sehen, sondern den Balken im eigenen Auge. Haben denn die Menschen, die der Kirche den Rücken zukehren, in der Kirche etwas erlebt von der Freiheit, die die Liebe Gottes schenkt? Haben sie etwas erlebt etwas von dem Vertrauen,

das auf den eigenen Vorteil verzichten kann um eines anderen willen? Haben sie etwas davon erlebt, dass es nicht vor allem auf Leistung und Aktion ankommt, sondern darum, Beziehungen mit Leben zu erfüllen, Trauernde zu trösten, Schuldigen zu vergeben, Schwachen zu helfen, auf andere zu hören und miteinander nach guten Wegen zu ringen? Haben sie etwas davon erlebt, dass die Kirche sich für sie öffnete: für ihre Formen, das Leben zu gestalten, für ihre Sprache, für ihre Musik – und auch für ihre Fragen?

Liebe und Barmherzigkeit – darauf kommt es an. Das ist auch vermutlich gemeint, wenn Jesus in unserem Predigttext diese kurze, rätselhafte Gleichnisrede bringt: „Kann auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht alle beide in die Grube fallen? Der Jünger steht nicht über dem Meister; wenn er vollkommen ist, so ist er wie sein Meister.“

Gemeint ist: Wenn wir anderes wichtiger sein lassen als die Liebe und die Barmherzigkeit, die Jesus gepredigt und gelebt hat, dann ist das so, als ob ein Blinder einem Blinden den Weg zu weisen versucht. Dieser Weg führt nicht zum Ziel.

Das gilt auch für die Kirche. Das gilt auch für eine Kirchengemeinde wie die unsere. Wir können ganz viel machen, ganz viel anbieten, volle Programme fahren, ständig in Aktion sein, ganz kreative Ideen umsetzen ... Wenn darin nicht Liebe und Barmherzigkeit erfahrbar sind, ist das nicht nur unnötig, es führt sogar in die Irre. Es lenkt ab vom Eigentlichen und führt letztlich – um die Worte Jesu zu gebrauchen – „in die Grube“.

Noch ein Hinweis zum Schluss. Ich bin heute immer wieder einmal auf die Kirche zu sprechen gekommen. Das ist auch nötig. Aber darin liegt auch eine Gefahr: nämlich die, dass wir die Kirche nur als ein Gegenüber verstehen. Als ein Gegenüber, das man leicht kritisieren und hinterfragen kann –

eben weil es ein Gegenüber ist. Aber dann wäre alles falsch verstanden.

Die Kirche fängt mit uns an. Wir sind die Kirche. Wir machen Kirche aus. Und darum geht alles Gesagte zu allererst an unsere eigene Adresse. Wir sind herausgefordert, ich bin herausgefordert – zu einem Leben, das sich von der Barmherzigkeit Gottes her versteht und diese an andere weitergibt. Zu einem Leben im Sinne Jesu: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.“

Amen.